



Vikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Hefen à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf 1/4 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/2 Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.



Die Probe.

Nach Louis Ulbach bearbeitet von Jean qui rit.

I.

Herr des Mails war bis zur Naserei verliebt in Frau Cortil, die Gattin eines seiner besten Freunde, die ihn aber beharrlich zurückwies. Diese tugendhafte Haltung hinderte aber die schöne Frau nicht, sich mit dem Hausfreunde über den eigenen Gatten lustig zu machen. Herr Cortil war

ein dicker Ministerialbeamter mit rothem, aufgedunsenem Gesichte, ein wackerer Mann, der für den Staatsdienst keine andere Neigung mitbrachte, als die Fähigkeit, zu jeder Zeit und an jedem Orte zu schlafen. Hätte er mit dieser Schläfrigkeit etwas mehr Ambition verbunden, so hätte er es weit bringen können.

Es war unbegreiflich, wie eine so hübsche, aufgeweckte Frau die Bettgefährtin eines so schwerfälligen, plumpen Schlafers werden konnte. Sicher ist, daß man es ihr gern vergeben hätte, wenn sie die Freuden, die sie an der Seite dieses Gatten entbehren mußte, bei einem seiner Freunde gesucht hätte. Herr des Mails wäre — wie gesagt — bereit gewesen, diese höchst angenehme Aufgabe zu erfüllen, allein er kam mit seinen Bewerbungen bei der schönen Frau nicht vorwärts. Sie behandelte ihn sehr freundschaftlich, neckte ihn oft und ward dadurch nur begehrenswerther; ein anderesmal wieder sprach sie in sanftem, erstem, fast mütterlichem Tone zu ihm. Dann wieder kamen stürmische, nervöse Tage, wo sie mit Thränen in den Augen um Schonung flehte, von ihrem häuslichen Unglück, von ihrer Pflicht sprach. An solchen Tagen war Herr des Mails zu jedem Opfer bereit und erbot sich zu jeder Probe. In einer solchen rührenden Stunde ist der seltsame, unerhörte Pakt zustande gekommen, welchen ich dem Leser zu erzählen habe.

II.

— Oh, mein Freund, sagte Frau Cortil mit einem tiefen Seufzer, der ihren schönen, runden Busen schwellte, — oh, mein Freund, wie können Sie, da ich schon sechs Jahre verheirathet bin, noch an mich denken?

— Ich versichere, daß Sie in diesen sechs Jahren nur schöner geworden sind.

— Ach, schmeicheln Sie mir nicht! Ich weiß sehr wohl, daß ein sechsjähriges Zusammenleben mit einem solchen Manne

genügt, um eine Frau weif zu machen. Er ist Ihr Freund und ich schätze ihn; aber sicher ist, daß er kein angenehmer Nachbar ist. Er schwigt so stark und das Schnupfen habe ich ihm nicht abgewöhnen können. Er ist vielleicht der einzige Schnupfer im ganzen Lande. Das Schnupfen scheint eine Ueberslieferung seines Amtes zu sein. Wenn ich am Morgen mich von unserem ehelichen Lager erhebe, fürchte ich immer, daß ich nach Schnupftabak rieche. Riechen Sie nur zu mir! Nicht wahr, Sie finden auch? . . .

— Madame, Sie riechen nach allen Gewürzen Arabiens. Sie aber schüttelte traurig den Kopf und sagte:

— Möchten Sie nur einmal eine Nacht an der Seite des Herrn Cortil zubringen?

— Ich habe vor fünfzehn Jahren mit ihm geschlafen.

— Heute möchten Sie es nicht thun.

— In jedem Falle fehlt die Gelegenheit dazu.

— Wer weiß? . . .

III.

Dieses „Wer weiß?“ machte Herrn des Mails erbeben; aber er bemühte sich vergebens, aus den Zügen der Frau Cortil zu ergründen, welches Mittel Boccaccio's sie in erneuter Ausgabe ihm vorschlagen werde. Sie saß sinnend da und murmelte:

— Jawohl; wer den Muth hätte, eine Nacht an der Seite meines Gatten zuzubringen, würde am andern Tage nicht mehr den Muth finden, mir den Hof zu machen; er würde meine Marter verstehen, ich würde in seinen Augen jeden poetischen Reiz verloren haben; er würde mich in meinem Schmutzeste lassen . . .

Der Liebhaber erwiderte lächelnd:

— Wenn die Probe, von der Sie sprechen, möglich wäre, so würde ich mich derselben unterziehen, mit der Gewißheit, in meiner Bewunderung und Liebe für Sie nicht im geringsten wankend zu werden.

— Sie glauben?

— Gewiß; was kümmern mich die Untugenden Ihres Gatten? er kann deren in meinen Augen nie genug haben.

— Und wenn ich Sie beim Worte nehme?

— Thun Sie es!

— Sie wissen nicht, daß Ihr Freund Isidor, wenn er sich zu Bette legt, nach fünf Minuten einschläft, so tief einschläft, daß er vor acht Uhr Morgens nicht wieder erwacht. Dabei schnarcht er unaufhörlich; von Zeit zu Zeit wendet er sich auf die andere Seite; dann nährt man die stille Hoffnung, daß er nun aufhören werde zu schnarchen, diese Hoffnung wird aber stets vereitelt, denn er schnarcht alsbald weiter. Wollen Sie es noch versuchen?

— Oh, Madame, auf Ihrem Plage zu schlafen wäre eine Marter!

— Diese Marter wird Ihnen Glück bringen.

IV.

Alles war haarklein verabredet worden; Frau Cortil sollte diese Probenacht wohl eingeschlossen im Gastzimmer schlafen.

Als Herr Cortil eine halbe Stunde nach dem Diner sich zu Bette begeben hatte, war für Herrn des Mails der Augenblick der Probe gekommen. Diese Probe hatte etwas Lächerliches, aber dies war kein Grund zurückzuweichen. Es galt, dieser schönen Frau zu beweisen, daß er zu Allem entschlossen sei, um ihr zu gefallen.

Herr des Mails hatte die Atmosphäre seines Freundes niemals so vollständig eingeathmet. Eine wahre Dunstwolke stieg von dem Bette auf; allein Herr des Mails wappnete sich mit Muth und schlüpfte unter die Decke. Die brave Frau hatte Recht: diese Nachbarschaft war scheußlich, diese Berührung mußte entsetzlich sein. Herr des Mails schloß die ganze Nacht kein Auge; er hörte das Schnarchen, athmete die verpestete Luft des Zimmers ein und erging sich in schmerzlichen Betrachtungen. Ach, die Ehe ist eine Krankheit zu Zweien! Wie? diese reizende Frau konnte diesen Dunst, diesen Geruch ertragen? Warum hat sie nicht von ihrem Gatten die Trennung des Lagers verlangt? Warum diese freiwillige Erniedrigung? Eine Rose neben faulendem Kobl! Brrr! Allmählig fühlte er, wie das Idol seines Herzens sich verflüchtigte: er schwitzte es sozusagen durch seine Poren aus. Oh, die kleine Philosophin hatte Recht, als sie sagte, daß man nicht ungestraft an der Seite eines Ausfägigen schlafe!

Als er am Morgen dieses Marterlagers verließ, fand des Mails die junge Frau frischer und schöner als je; sie trug ein elegantes Peignoir, war frisch wie ein Vogel und hatte nichts von dem Dufte ihres Gatten.

— Werde ich Sie bald wiedersehen? sagte sie mit reizendem Lächeln, indem sie ihm die Hand zum Abschied reichte.

— Gewiß, gewiß! stammelte er verwirrt und eilte davon — geradenweges ins Bad.

IV.

Als er am Abend des nämlichen Tages in seinen Club ging, konnte er es sich nicht versagen, sein seltsames Abenteuer einem Freunde zu erzählen.

Dieser lachte laut auf, als er die Geschichte hörte, und rief:

— Bist Du nun auch ein Opfer dieser raffinirten Kokette geworden! Ich wollte Deine Illusionen nicht zerstören, aber nunmehr kann ich Dir schon verrathen, was so Manchem von uns bekannt ist: Frau Cortil läßt ihre Verehrer mit ihrem Manne schlafen; sie selbst schläft nie mit ihm, sondern mit dem Obersten L., den sie sehr häufig aufsucht, — weil er besser riecht.





O U J O U X.

Wo die Auseinandersetzungen beginnen, hört die Liebe auf.

*

Der Arm einer geliebten Frau ist oft eine bessere Stütze als eine reiche Mitgift.

*

Eine Frau verläßt ihr Haus immer mit guten Absichten; aber einmal auf der Strasse ist sie nicht mehr Herrin ihrer selbst.

*

In unserem Herzen gibt es immer eine Stelle, die schlecht verteidigt ist; es ist Sache der Frau, diese Stelle im Herzen des Mannes zu entdecken.

*

Wenn man von einem Freunde Geld borgt, so geschieht es meistens zu früh oder zu spät.

*

Die Unterwürfigkeit der Andern ist ein vortrefflicher Rahmen für unsere Eigenliebe.

*

Man ist gern reumüthig, wenn man sich dadurch erhaben glaubt einen Fehler gutzumachen.

*

Wenn Einer Erfolg hat, soll man sich auf guten Fuß mit ihm stellen: das kann nur nützen.

*

Man findet viele Worte, um zu verheimlichen, was man denkt, aber wenig Worte, um zu sagen, was man denkt.

*

Das Beispiel der keuschen Susanne wäre viel wirksamer für die Mädchen, wenn sie nicht zwei Greise, sondern zwei kräftige junge Männer zurückgewiesen hätte.

*

Sein Wort geben und es zurücknehmen, wenn man es soll: darin liegt die Kunst der „geschickten“ Leute.

Sein Beruf.

Erzählung von A. B.

I.

Die Lisl ist ein ganz prächtiges Mädel.

Das findet nicht nur der Deisenhofer, der, seit einem Jahre Wittwer, ein immer lebhafteres Interesse an seiner Mündel nimmt; das finden auch andere Leute, die in seinem Wirthshause verkehren und mit ihren Augen und ihren Wünschen der runden und doch schlanken Gestalt des Mädchens folgen.

Die Lisl ist des Hauses Herrin, das weiß Jeder; sie ist es einstweilen, weil sie des Deisenhofers Liebling ist; aber sie wird in Kurzem — auch davon spricht man schon — noch mehr Rechte an die Wirthschaft haben, denn der stattliche Alte in seiner Verliebtheit und Ehrbarkeit wird ihr bald seinen Namen geben.

Die Lisl ahnt auch das: sie ist zwar nicht besonders entzückt über diese Aussichten, doch hört sie ruhig lächelnd zu, wenn ihr die Kosl-Tante, des Deisenhofers Schwester, von dem Glücke spricht, das ihr bevorstehe.

Die Kosl-Tante ist eine fromme, gutmüthige Frau, die noch ihre Zukunftspläne hat. Der Josef, ihres Bruders Einziger, der wird in einem Jahre „ausgeweiht“ und ist er erst ein paar Jahre irgendwo Kaplan gewesen, so findet sich wohl eine Pfarre für ihn. Des jungen Pfarrers Wirthschaft zu leiten, das ist der Traum der Kosl-Tante.

Es dünkt ihr gar großartig, einem Geweihten des Herrn jede irdische Sorge abnehmen zu dürfen und so hofft sie denn, in solch hoher Ehrenstellung ihr Leben zu beschließen. Der Nefse ist ihre höchste Freude und ihr höchster Stolz und die größten Festtage im Jahre kommen für sie, wenn er in seinem schwarzen Talar und mit seinen weißen Händen und dem schönen, klugen Gesichte, zur Ferienzeit unter ihnen lebt.

Nur das Eine will ihr nicht recht behagen, daß er gar so heiter ist. Viel zu weltlich scheint er ihr, wenn er so freundlich mit den Mannsleuten redet und noch viel weltlicher, wenn er die Dirndl so schalkhaft anschaut, daß sie ganz roth werden, und mit ihnen lustig wie irgend Einer plaudert. So war er schon als Lateiner gewesen und es verwunderte sich Mancher und es kränkte Manche, daß der saubere, reiche Deisenhofer-Sohn geistlich werden sollte. Ob er selber, der lustige Bursche, den Beruf dazu in sich fühlte, oder ob er nur dem Wunsche der frommen Mutter und Tante damit nachkam — wer konnte es wissen?

II.

Die Ferien hatten begonnen. Im Hause des Deisenhofers herrschte geschäftiges Leben. Nicht nur, weil die Erntetage da waren, sondern auch, weil für die Ankunft des Haussohnes freundliche Vorbereitungen getroffen wurden.

Die Kosl-Tante trippelte eifrig hin und her, um alles Schöne im Hause zusammenzusuchen und damit Josefs Stübchen zu schmücken. Dieses Stübchen lag im Erdgeschoße und war ein Theil einer früher riesengroßen Stube. Man hatte letztere in mehrere kleinere Gemache getheilt und eines derselben bewohnte seit einiger Zeit die Lisl. Sie wollte der Küche näher sein und — vielleicht dem Schlafzimmer des Deisenhofers ferner, der jetzt merkwürdig oft etwas für sie zu thun wußte, was ihre Anwesenheit Nachts oben nöthig machte. Dabei war es manchemal seinerseits zu kleinen Zärtlichkeiten gekommen — ein Angeld, das er nahm für künftige Zeiten. Das war der hübschen Lisl lästig, da sie ihren Vormund doch nicht liebte. Deshalb legte sie des ganzen Hauses Weite zwischen sich und ihn — und seine Begehrlichkeit.

Durch den Umbau des Hauses war Josefs einstige Stube derzeit unbewohnbar gemacht und da das Stübchen neben dem der Lisl am lauschigsten war, wählte die Alte dieses für den diesmaligen Aufenthalt ihres Lieblings.

Von unten bis oben strahlte es nun schon im hellen Glanz und die Alte stand auf der Schwelle, um ihr Werk zu überschauen. Da kam das Mädchen dazu und guckte mit hinein in das freundliche Stübchen.

„Schön is. Nur Eins fehlt noch!“ bemerkt sie.

„Und was denn? du Grünschnabel!“

„Die eine Wand is z'leer, da g'hört noch a Bild hin.“

„Hast ein's?“ spöttelt die Alte.

„Freili, und zwar ein heilig's, das häng'n wir über den feuchten Fleck, den der Maurer-Friedl so schlecht g'färbt hat.“

„Kann nix dafür, der Friedl!“ entgegnet die Alte; —

Einer aus der Provinz.



— Verzeihen Sie die Unterbrechung, mein Fräulein!
 — Einfaltspinsel! Ich sitze ja da, um — unterbrochen zu werden.

Ein Geheimniß.



— Wie weit werden wir mit dem Dekolletiren noch kommen, Herr Graf?
 — Ich kann es Ihnen sagen, schöne Frau!
 — Bitte nur nicht zu laut.

„is halt die Wand gar dünn, die er statt den früher'n Fensterl hineing'macht hat. Fallt mir ein: du mußt ganz still aufsteh'n in der Fruah, solange der Josef da is, die Holzwand da laßt jed's Geräusch durch.“

„Werd' schon still sein“, versichert das Mädchen und holt das Bild. Mit der Hilfe der Alten hängt sie es an besagter Stelle auf und Beide gehen wieder an sonstige Arbeiten.

Am Abend kommt der Kleriker an. Der Empfang entspricht dem Stolge und der Freude der Familie. Der Deisenhofer ist ein bißchen stiller und vorsichtiger in seinen Reden, als er es sonst zu sein pflegt; die Tante schwimmt in Seligkeit und die Lisl ist, ohne daß sie sich selber Rechenschaft darüber gibt, hocherfreut über des Haussohnes Heimkunft. Mit scheuer Bewunderung schaut sie auf den jungen Mann, der anders, als man es von einem künftigen Priester erwartet, ihr manch' vertrauliches Wort sagt, sie mit manch' warmem Blicke streift.

Auch der alte Pfarrer ist geladen. Er ist ein würdiger, wetterfahrener Mann, fromm, ohne Zelot, glaubenseifrig, ohne Fanatiker zu sein. Er beobachtet das Betragen des jungen Mannes — das ihm allzu weltlich dünkt.

Eine leise Sorge zieht in das Herz des alten Mannes bei dem Gedanken, daß hier ein junges Menschenleben vielleicht in eine Bahn gedrängt wird, in die es nicht gehört und in der es unwürdig wird. Ein Anderes ist es ja, ein ehrbarer Mann und ein ehrwürdiger Priester zu sein. Nach Tische geht der Pfarrer mit Josef in den Garten hinaus. Sorglich, zart, liebevoll forschet er nach des Studiosus Gesinnung. Sie ist aller Ehren werth, aber sie ist ungeprüft und der welt-

kundige Greis ist fast sicher, daß das stürmische Blut, das dem jungen Menschen jetzt ins Gesicht steigt, da die Lisl sichtbar wird, nicht entsagen können wird und nicht bestehen wird den Kampf mit dem Fleische.

Herzlich spricht er zu Josef und schließt seine Mahnungen mit den Worten:

„Sehen Sie, junger Freund, erst gut zu, ob Sie auch zum Priester berufen sind, ehe Sie es werden.“

Damit verabschiedet er sich.

Ein wenig nachdenklich schaut der Munnne dem alten Priester nach, dessen weißes Haar so gut zu seinem ehrwürdigen Gesichte paßt. Ein leichter Schritt wird hinter ihm hörbar. Er wendet sich um. Lisl kommt heran; sie trägt einen Korb auf dem Kopfe, der fast voll ist mit frischgeschnittenem Grase. Hier will sie den Korb ganz füllen. Jetzt erst gewahrt sie den jungen Mann, der im Schatten der Bäume steht. Sie schrickt leicht zusammen und lächelt dann und erröthet. Da sie den Korb niedersetzen will, findet es sich, daß eine der Ruthen, aus denen er geflochten ist, sich in ihrem Haar verfangen hat.

Josef tritt auf sie zu, um ihr zu helfen. Er weiß selber nicht wie es geschehen ist — aber er zittert, da seine Hand dabei von ungefähr ihre Brust streift. Tief erröthend stehen sie einander gegenüber. Sie senkt die Augen — und auch er senkt sie — aber nur um sie über ihr frisches Gesicht, über ihre blühende Gestalt wandern zu lassen. Dabei denkt er an die Worte des Pfarrers. Die Beiden sprechen kein Wort miteinander. Lisl kniet nieder, um Gras zu schneiden. Josef geht in das Haus. In seiner Erregtheit schlägt er heftig die Thüre seines Stübchens zu; das gibt eine kleine Erschütterung. Den festgebauten Wänden thut sie nichts, wohl aber der Riegel-

wand. Diese erzittert und dabei fällt aus der neulich vermauerten Fensteröffnung, die vormals in das Nachbarzimmer hinüberschauen ließ, der Mörtel ab, und der Nagel, welcher das jüngst aufgehängte Bild trägt, gleitet sanft dem Mörtel zu Boden. Eine kleine Lücke bleibt in der Wand zurück. Josef achtet nicht darauf, er hat mit seinen Gedanken zu thun.

Ob er zum Priester auch wirklich berufen sei? darüber sinnt er nach, und dazwischen denkt er an das junge Weib, das ihn so erregen kann.

III.

Der Baum vor dem Fenster rauscht leise und irgendwo singt eine Nachtigall. Josef sitzt in Träumen versunken am Fenster. Es ist längst ganz finster geworden und die kurze Sommernacht hat begonnen. Alles im Hause ist still, desto lauter geht es in ihm selber zu. Da streiten nie gekannte Begierden mit Pflicht und Gewissen.

Eine Thüre knarrt; ganz leise tritt Jemand in das Zimmer nebenan; durch die Lücke in der Wand fällt ein Lichtstrahl in Josefs Stübchen.

Der junge Mann schaut auf. Er hat also einen Nachbar oder — eine Nachbarin. Zögernd geht er so leise als möglich zur Verbindungswand und schaut hinüber.

Er schaut lang hinüber und immer heißer und immer rascher strömt sein Blut durch die Adern und immer sehnsüchtiger und begehrender wird sein Blick, und als drüben das Licht erloschen ist, lehnt er noch lange an der Wand und denkt an dasjenige, was er gesehen, zum erstenmale gesehen, seit er ein Mann ist.

Er wirft sich auf sein Lager, doch flieht ihn der Schlaf. Vor seinen heißen Augen hat er den schwellenden Leib, den er heute schon flüchtig berührte.

Plötzlich richtete er sich erschrocken im Bette auf. Ein tiefer Seufzer war von drüben herübergeklingen, dann hatte seine Nachbarin zu sprechen angefangen:

„Net, Deisenhofer, laßt's mi geh'n — i will net — nach der Hochzeit — — —“

Mit einem Satz war der junge Mann von seinem Lager aufgesprungen und an der Lücke.

Sein entsetzlicher Verdacht bestätigte sich nicht. Wenn auch sein Vater, wie er heute erfahren, Absichten auf das Mädchen hatte, so, wie er jetzt einen Augenblick geglaubt, so suchte er sie nicht zu erlangen. Und doch, was sollte das Sträuben der Schläferin? Deutete es nicht auf Vorgänge, an die der junge Alumne nicht einmal denken mochte? Ja, nicht einmal denken. Das Blut wallte in sinnverwirrender Hast durch seine Adern bei dem Gedanken, daß ein Anderer nach dem Weibe begehrt, das er in holder Unverhülltheit gesehen.

Wieder seufzt das Mädchen und wieder schaut er hinüber und immer stürmischer pocht sein Herz. Jetzt nennt sie seinen Namen . . . Das Mondlicht liegt voll auf ihrem Busen, der sehnsüchtig auf und nieder wogt.

Der junge Mann kämpft noch eine Minute mit sich und dann verläßt er sein Stübchen. Im nächsten Augenblicke steht er in dem ihrigen, kniet er an ihrem Lager nieder und preßt seine glühenden Lippen auf ihren Leib.

„Laßt's mich, Deisenhofer! Josef, hilf!“

Die Lisl ist halb und halb erwacht; sie fühlt sich von starken Armen umschlungen und denkt im Halbtraum, daß es der lästige Vormund sei. Sie wehrt seinen Händen, seinen Lippen und wird darüber ganz munter. Ein leiser Schrei süßen Schreckens beweist es, dann flüstert sie verschämt: „Josef!“ Der weicht zurück. Er weiß erst jetzt, was er gethan und es erfüllt ihn vielleicht eine noch tiefere Scham, als die Lisl sie fühlt. Diese seufzt noch einmal seinen Namen und streckt die Arme nach ihm aus.

IV.

Am nächsten Morgen singen die Vögel noch einmal so lustig draußen und die Sonne strahlt heller und festlicher als sonst. Eben da sie über den Bäumen des Deisenhofer-Gartens aufgeht, erhebt sich die Lisl erglühend von ihrem Lager.

Josef hat eben ihr Zimmer verlassen. Ganz leise geht das Mädchen durch das Haus. In einer weit entlegenen Stube erschließt sie einen Schrank.

Mit einem Arm voll Männerkleider kehrt sie zurück. Sie legt sie auf den Stuhl nieder, der vor Josefs Bette steht. Josef schläft ganz fest. Später, beim Frühstück erscheint Josef in schmucker Bauertracht. Sie steht ihm gar gut und sein frisches Gesicht paßt viel besser dazu, als zu dem würdigen Talar. Der Deisenhofer schaut erstaunt auf, die Kosl-Tant schlägt entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammen. „Ja, was fällt denn dir ein? Mein Josef! So a sündige Verkleidung!“ ruft sie aus. Er aber lächelt und sagt: „Laß mich nur machen, Kosl-Tant. Hab' gestern mit dem Herrn Pfarrer über den Beruf g'redt — und da sind mir allerlei Bedenken gekommen und — heute Nacht bin ich sicher darüber geworden, daß ich einen anderen Beruf habe, als den, geistlich zu werden.“

Eben tritt die Lisl mit dem Kaffee herein, den sie, unter seinen Worten erröthend, auf den Tisch stellt. Ein Blick, der so deutlich als möglich von Glück und Liebe spricht, wird von den jungen Leuten gewechselt und vom alten Deisenhofer aufgefangen. Wohl steigt die Eifersucht im Herzen des Deisenhofer auf; aber er sieht, daß die Beiden einig geworden sind und daß er nicht der Rivale seines Sohnes sein kann. Auch die Kosl-Tant wird sich mit der Zeit darüber trösten, daß ihr Liebling nicht Priester wird. Glückselig, unsäglich glücklich aber darüber, daß er seinen eigentlichsten Beruf erkannt — ist die schöne Lisl und am glücklichsten Josef selber.

Tragödie.

**Erfahrung, ach! und Sorgen,
Sie machten früh ihn grau —
Doch lieblich wie der Morgen
Blieb seine schöne Frau.**

**Er gleicht dem kalten Sterne,
Sie heißem Sonnenlicht —
Die Schöne küßt' ihn gerne,
Doch er, er will es nicht!**

Idnum.



Zweite vermehrte Auflage.

I.

Die schwächliche Frau Céline von Theveny war sehr erstaunt, als sie eines Tages die Wahrnehmung machte, daß sie in den jungen Raoul Signon wahnsinnig verliebt sei. Es galt zu siegen und nicht zu sterben. Aber die hübsche Pariserin verlor völlig den Kopf; sie fühlte, daß sie auf einen Irrweg gerathen sei. Wohl hatte sie auch in früherer Zeit geliebt; sie fühlte sich dazu berechtigt vermöge ihrer vornehmen Stellung in der Gesellschaft, ihres großen Reichthums, ihrer edlen Haltung, welche Respekt einflößte und besonders fühlte sie sich dazu berechtigt, weil ihr Gatte — wie allbekannt war — ein sehr regelloses Leben führte. Sie hatte also geliebt, vielleicht mehr als einmal geliebt, aber in ihrer aristokratischen Gesellschaft, wo sie Königin war und auf festem Boden stand. Diesmal jedoch war sie von ihrem Herzen in ein unsicheres Abenteuer hineingezogen worden: sie hatte es mit einer Thiergattung zu thun, die sie nicht kannte. Da galt es vor Allem, Erkundigungen einzuholen, sich über die Kräfte und Schwächen des Feindes zu unterrichten. Zu dem Behufe wandte sich Frau von Theveny an Louis von Pertus, diesen unfehlbaren Dämon von Paris, der Alles weiß und Alle kennt.

— Madame, sagte dieser Geschichtschreiber, Signon ist eine Art Zigeuner, der sicherlich barsüßig herumlaufen würde, wenn der Zufall ihm nicht zweimalhunderttausend Francs Rente gewährt hätte. Er hat in einem Husaren-Regiment gedient, als Lieutenant den Dienst quittirt und seither — meines Wissens — keinerlei ständige Beschäftigung betrieben. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber aller Künste, reist ans Ende der Welt, um ein Musikdrama von Wagner zu hören und kauft ohne zu feilschen eine Zeichnung von Millet oder irgend eine seltene Buchausgabe, welche ein Rothschild zu theuer gefunden. Ob er Verse gemacht hat, weiß ich nicht genau; er ist jedenfalls dumm genug dazu. In Wirklichkeit besitzt er einen so vielseitigen, leichtbeschwingten Geist, daß es unschwer ist, ihn zu Allem, was man will, zu überreden.

— Er ist also dumm? rief Frau von Theveny.

— Und eben darum ein Weiser.

— Wie verstehen Sie Das?

II.

— Herr Signon liebt in allen Dingen nur das absolut Gute. In Sachen der Liebe aber gehört er geradehin zur Schule des Shylock: er verlangt von seinen Freundinnen nicht ein Pfund Fleisch, sondern viele Pfunde Fleisch.

— Also ein Menschenfresser!

— Ganz richtig. Die Frauen, mit welchen man ihn sieht, sind sämmtlich mit königlicher Schönheit geziert und dabei so stark, daß sie in ihren Armen einen Wolf erdrücken könnten.

— Ah! machte Frau von Theveny nachdenklich.

Dann entließ sie Pertus, ohne ihm Stillschweigen zu empfehlen.

Sie wußte, daß Raoul Signon sehr selten in Gesellschaft komme, sie wußte aber auch, daß er in den Soireen, welche die Marquise von Faverie jede zweite Woche gab, re-

gelmäßig erscheine; sie war demnach sicher, ihn zu treffen. Aber was wird sie ihm zeigen, wenn er seine großen Augen auf sie öffnet? Fleisch gewiß nicht — und das war eben der schmerzliche Punkt. Hinter wohl verschlossenen Thüren, in einem Boudoir, dessen Wände aus Spiegeln bestanden, mit aufgelöstem Haar und in dem Kostüm der neugeborenen Kinder betrachtete sich Frau von Theveny mit der Ruhe der grausamsten Kritik. Sie war nicht etwa schlank oder zart: sie war einfach mager. Traurig, aber nicht muthlos begab sie sich sogleich zu ihrem Schneider, mit dem sie Stunden lange Berathungen hatte. Und der Bekleidungskünstler war verständig genug, seine Klientin zu verstehen, so daß diese auf der nächsten Soiree der Marquise von Faverie wie eine wahrhaft himmlische Gestalt erschien.

III.

Eine weniger geniale Frau als Céline von Theveny würde versucht haben, ihre Magerkeit zu verbergen; sie that das Gegentheil und übertrieb dieselbe bis zur kühnsten Unwahrscheinlichkeit. Sie glich den Heiligen aus der ersten Zeit des Christenthums und diesem Charakter hatte sie einen erhabenen Reiz zu verleihen gewußt. Ihre blonden Haare, die bei ihrer seidenweichen Feinheit vielleicht etwas dürrig schienen, hatte sie dermaßen abgeglättet, daß sie nur als ein Lichtfleck erschienen; ihr durchsichtiges Antlitz, ihre Augen, welche funkelten wie die Edelsteine, riefen Begeisterung hervor; dabei war sie in ein knapp anliegendes Kleid gepreßt, das für ihren Leib zu eng war und diese zarte, unmaterielle Gestalt noch magerer machte. Raoul Signon war anfänglich erstaunt; Céline betäubte, hypnotisirte ihn mit ihrer engelhaften Harfenstimme und er ward augenblicklich zum Platonismus bekehrt.

Seine Bekehrung machte noch Fortschritte, als er einige Tage später von Frau von Theveny in einem Zimmer oder vielmehr in einer Zelle empfangen wurde, die sie eigens für ihn eingerichtet hatte. Die Wände waren mit einem weißen Stoffe bekleidet, auf welchem in weiten Zwischenräumen Palmzweige in Silber und Lilien in Gold schimmerten. Den Boden bedeckte ein weißer Teppich, in den da und dort zwei blasse Rosen eingewoben waren; das Meublement bestand in einigen Sesseln aus Goldstäben mit einem zarten Stoff bekleidet. Auf diesen Sesseln saß es sich sehr unbequem und auf diesen Sesseln bemühte sich Frau von Theveny zwei Monate lang, ihren Freund in die Mysterien einer Verbindung der Seelen einzuweihen und ihn auf ätherischen Stufen zu jenem azurnen Reich emporzuführen, wo man sich mit Licht und Harmonie sättigt. Raoul war überwunden; er vergaß völlig, daß es auch noch ein anderes, weniger ideales Leben gebe. Eine andere, weniger geniale Frau als Céline würde in diesem Augenblicke triumphirt haben. Sie aber begriff, daß selbst der Unsinn seine Grenzen habe und ließ ihren alten Freund, den Doktor Volquin kommen.

IV.

Mit einer Bewegung voll imponirender Schamlosigkeit öffnete sie ihren Schlafrock, zeigte dem Arzte ihre Brust, die weiß war wie Elfenbein, aber platt wie ein Brett und sagte:

— Doktor! Können Sie mir hier Fleisch wachsen lassen?

— Madame, sagte der Doktor, mit Gottes Hilfe ist Alles möglich und der Versuch kostet nichts.

Und nun erteilte er ihr seine Rathschläge, welche sie genau zu befolgen fest entschlossen war. Nachdem sie die Dinge so eingerichtet hatte, daß ihr Aufenthalt Raoul Signon unbekannt bleibe, daß er von Zeit zu Zeit durch die Vermittlung einer Magd ihre Briefe erhalte, ohne aber seinerseits ihr schreiben zu können, reiste sie nach ihrem Schlosse in den Ardennen ab. Doch legte sie daselbst nur ihre Koffer ab und begab sich sogleich auf den nahen Wirthschaftshof Gibeands zu ihrem Pächter Cochard, dessen Tochter Marthe ihre Milchschwester war. Hier wohnte sie sechs Monate und hier führte sie genau die nämliche Lebensweise wie Marthe. Sie erhob sich vor Tagesanbruch, trieb die Kühe auf die Weide, setzte sich ohne besonderen Schutz Sonne, Wind und Regen aus, brachte den Arbeitern das Essen auf das Feld, fütterte die Säue und verzehrte, nach einem so vollbrachten Tage, am Abend in Gesellschaft der Uebrigen mit einem wahren Heißhunger die Kohlsuppe. Die Andern glaubten, die schwächliche Pariserin werde bei dieser Lebensweise zugrunde gehen; sie ging aber nicht zugrunde, sondern gedieh, wurde stark und gesund. Alles wuchs ihr, was ihr gefehlt hatte und selbst ihre Haare sprieften üppiger.

Nach Paris zurückgekehrt lud Frau von Theveny Raoul Signon zum Diner ein. Er kam in der Dämmerstunde, bevor die Kerzen angezündet worden, und nahm seine Lektion über die platonische Liebe dort auf, wo er sie vor sechs Monaten abgebrochen hatte. Allein er ward von einem kräftigen Arm gestreift, der nach frischem Fleische roch, dann von zwei kräftigen Armen umfangen und herzlich abgeküßt und er fand die schönste Gelegenheit, seine neuen Götter wieder zu verleugnen. Nach einer wohl angewandten Weile kam die Zose und meldete, daß aufgetragen sei und Raoul war beim Betreten des Speisesaales nicht wenig erstaunt, ein riesiges Roastbeef und mehrere Flaschen Burgunder auf der Tafel zu sehen.

— Ja, mein Freund, sagte Frau von Theveny, — als ich Ihnen nichts Anderes zu bieten hatte, als den Himmelskhan, wollte ich Sie glauben machen, daß man sich damit nähre; jetzt aber wollen wir uns so nähren wie alle Welt. Ich habe eine vortreffliche Gesundheit erlangt und hoffe sie auch zu behalten.

Uebrigens ist dies künftig Ihre Sorge

Banville.



ONBONNIÈRE.

Demimonde.

— Nur fünf Minuten möchte ich mir von Ihrem Fräulein erbitten, — sagte ein Besucher zu dem Stubenmädchen im Vorzimmer einer der bekanntesten Damen der Demimonde.

— O, das ist zu wenig! — bemerkte das Stubenmädchen schnell und schlug ihm die Thüre vor der Nase zu.

*

Unangenehm.

Herr Senftig hat ein Fräulein geheirathet, dessen bewegte Vergangenheit ihm erst bekannt wurde, nachdem der Priester seinen Segen gesprochen hatte. Die Kleine war im fünften Monate. Der Verdruß des unglücklichen Senftig war ebenso groß als wohlbegründet. Einer seiner Freunde wollte ihn trösten und sagte:

— Berubige Dich, lieber Christof, sie liebt Dich ja doch!

— Ich danke schön: in der Liebe und im Theater komme ich nicht gern nach dem Anfang.

*

Aus der Kinderwelt!

Fritschen hat sich an ein Möbel gestoßen, ohne sich sonderlich weh zu thun.

— Und hast du nicht geweint, Fritschen? fragt die Mutter.

— Nein, Mama; es war Niemand dabei.

*

Ein Schlaufopf.

A. Ich habe ein untrügliches Mittel, mich der Treue meiner Frau zu versichern, welche sehr wohl weiß, daß ich unerbittlich wäre, wenn . . .

B. Welches Mittel?

A. Wenn ich auf die Jagd gehe, sage ich ihr, daß ich drei Tage wegbleiben werde.

B. Dann kommst Du unvermuthet zurück?

A. O nein! Ich begnüge mich, dem Stubenmädchen zu sagen, daß ich unvermuthet heimkehren werde — dann nimmt sich meine Frau in Acht.

*

Keine Mütter.

Fräulein Amanda spaziert allein auf der Ringstraße.

— Wo ist denn Deine Mutter? fragt Graf K., der ihr begegnet.

— Seitdem die Herrenwelt sich über unsere Mütter lustig macht, haben wir sie wieder abgeschafft.

*

Ein Schäferstündchen.

Dem alten Baron P. ist es nach langen Bewerbungen gelungen, ein Liebes- Rendezvous bei der schönen Klara K. zu erlangen. Allein im gegebenen Augenblicke ist er dermaßen erregt, daß ihn — seine Mittel im Stiche lassen. Er liegt zu ihren Füßen und stößt tiefe Seufzer aus. Da verliert die Schöne endlich die Geduld und ruft:

— Ei, lieber Baron: blasen heißt nicht spielen.

*

Vater und Sohn.

Ein Vater kanzelte seinen Sprößling ab wegen seiner Verschwendung für die Weiber.

— Du hast leicht reden, Papa! — sagt der Jüngling — die Cocotten sind jetzt nicht so wie einst . . .

— Schweig, Schlingel, es sind doch die nämlichen! . . .

Im Studierzimmer.



— Ich sehe schon Ihre Absichten, junger Herr; hätte ich Das nur früher gewußt! . . .

— Nun, was hättest Du gethan?

— Ich hätte mich schöner angekleidet!

Liederstoff.

Sagt, wenn Keine, die erkoren
Sich mein Herz, mich wollt' verachten,
Ach, was wär' das für 'ne Liebe
Ohne Trachten, ohne Schmachten!

Dieses Schmachten, dieses Trachten
Ist, wahrhaftig Gott, von nöthigen;
Denkt Euch Liebe ohne Leiden,
Alle Poesie ging' flöten!

Ganz besonders einem Dichter
Frommet Liebe ohn' Erwidern;
Wollte Jede mich erhören —
Si, wo blieb' der Stoff zu Liedern?

Ein Räthsel.

Novellette von **Satanello.**

I.

Herr Baldrian Mischhuber stellte das Glas nieder und schlug mit seiner schwächlichen Faust auf den Tisch.

— Mir wollen Sie dergleichen weismachen? rief er mit seinem dünnen Fistelstimmchen. Mir, der sich zu den exakten Geistern des Jahrhunderts zählen darf und an keinerlei übernatürliches Wunder glaubt? Suchen Sie sich einen andern Narren, der Ihnen solchen Unsinn glaubt! Wer hat je gehört, daß eine Frau . . . eine Frau! . . .

— Und zwar eine schöne Frau, eine Frau „zum Fressen“; fast so schön wie Ihre Frau, Herr Mischhuber.

— Die nie ein fremder Mann berührt hat?

— Sie meinen die Andere? . . . Nein, niemals hat ein fremder Mann sie berührt. Ich kann für ihre Tugend bürgen.

— Und wie sagten Sie: sechs Monate hat sie mit ihrem Gatten gelebt?

— Keinen Tag länger.

— Und hat niemals Drillinge geboren?

— Auch nicht Zwillinge.

— Und hatte dennoch drei Kinder?

— Sie hat deren drei, Herr Mischhuber, sie hat drei lebende, aus gesetzlicher Ehe stammende Kinder, deren Legitimität über jeden Zweifel erhaben ist.

Herr Mischhuber schlug ein zweitesmal mit seinem Fäustchen auf den Tisch und erwiderte:

— Nun, wenn Ihnen Das Einer glaubt, so möge meine vielgeliebte Euphemia mich niemals mit Vaterfreunden beglücken und doch ist dies — wie Sie recht wohl wissen — das Ziel meiner heißesten Wünsche. Halten Sie Das für möglich, Herr Doktor?

Der pfiffige Arzt, der das dritte Trinkglas inne hatte, warf einen fachkundigen Blick auf des Herrn Mischhuber dünne Beinchen und sagte:

— Ich glaube es nicht, Herr Mischhuber; es wäre denn, daß ein Anderer sich in die Sache gemengt hätte . . .

— Wie verstehen Sie das, Herr Doktor?

— Nun, daß irgend eine überirdische Macht . . .

— Wie? rief Herr Mischhuber enttäuscht — auch Sie gehören nicht zu den exakten Geistern des Jahrhunderts?

— In solchen Dingen kann man nicht wissen.

Herr Mischhuber schlug mit seinem Fäustchen ein drittesmal auf den Tisch und rief:

— Bedenken Sie, Herr Doktor, drei Kinder! Drei eheliche Kinder! Und die Frau hat mit ihrem Gatten nur sechs Monate gelebt und niemals Drillinge geboren! Das ist die bare Unmöglichkeit!

— Ich werde Sie sogleich vom Gegentheil überzeugen, Herr Mischhuber. Ich will Ihnen die Sache erzählen, so wie sie sich zugetragen hat. Aber vorher lassen Sie uns ein Glas auf Ihre künftigen Vaterfreunden leeren, die doch nicht lange mehr auf sich warten lassen können. Auch Sie stoßen wohl an, Herr Doktor? Es leben die künftigen kleinen Mischhuber! Und nun hören Sie meine Geschichte, welche die unerforschliche Psychologie des Weibes um ein neues, interessantes Detail bereichert.

— Aha! rief Mischhuber strahlend; ich will niemals Vater werden, wenn ich es nicht errathen habe: die Geschichte wird auf einen Scherz hinauslaufen.

— Sie sind sehr im Irrthum, Herr Mischhuber. Ich will mich durchaus nicht mit einem schlechten Witz aus der Affaire ziehen, nach Art der Büchermacher. Ich bitte Sie vielmehr, daß Sie, wenn Sie dereinst Ihr großes Werk: „Außergewöhnliche Frauen-Charaktere“ schreiben, zu welchem Sie bereits Papier und Tinte angeschafft haben, diese Geschichte in dasselbe aufnehmen mögen.

II.

Nachdem von legitimen Kindern die Rede ist, beginnt die Geschichte natürlich mit einer Heirath. Ich selbst war bei der Trauung anwesend und kann den Herren versichern, daß Alles in größter Ordnung, mit strenger Einhaltung der Formalitäten hergegangen ist, gleichwie ich nicht verschweigen kann, daß die anwesende Herrenwelt — ich meine natürlich solche Feinschmecker in Betreff der Frauenschönheit, wie wir es sind, Herr Mischhuber! — den Bräutigam sehr beneidet hat. Es gab übrigens nicht viele lustige Gesichter bei der Trauung. Den Brauteltern war das Weinen näher als das Lachen; umso froher war aber die Braut und sie hatte guten Grund dazu. Die Eltern hatten sich nämlich hartnäckig geweigert, dieser Verbindung ihre Zustimmung zu geben und hatten noch im letzten Augenblicke versucht, ihre Tochter „zur Vernunft zu bringen“. Aber es ging nicht. Die Kleine war bis über die Ohren verliebt (der Bräutigam war ein netter Bursche, das muß ich zugeben!) und sie drohte noch eine Stunde vor der Trauung, daß sie vom zweiten Stockwerk hinunterspringen werde, wenn man sie dem Geliebten nicht zur Frau gibt.

Sie war eine einzige Tochter und die Stockwerke, von welchen sie hinunterspringen entschlossen war, ziemlich hoch. Unter solchen Umständen konnten die Eltern nichts Anderes thun, als ihr „Goldpüppchen“ dem ausschweifenden, zerlumpten Kartenspieler zur Frau zu geben, für den ein Besenstiel zu gut gewesen wäre.

Allerdings gelobte er hoch und theuer, daß er sich bessern werde, daß er ein musterhafter Ehemann werden wolle.

Er hielt sein Gelöbniß — volle vierzehn Tage. Nach zwei Wochen, mitten im Honigmonde, ging der nichtsnutzige Kerl durch und ließ das reizende Weibchen im Stich, doch vergaß er nicht, ihre Juwelen mitzunehmen.

— Und die unglückliche Frau hat sich nicht den Tod gegeben?

— Nein, Herr Mischhuber. Sie kehrte zu ihren Eltern heim und gebar zu einem Zeitpunkte, der jeden Zweifel an ihrem jungfräulichen Maidthum ausschloß, — ihr Kind.

— Nun sehen Sie! rief Herr Mischhuber triumphirend; wo sind Ihre drei Kinder?

— Nur Geduld, Herr Mischhuber. — Wer zu allererst mit allen Zeichen der Reue und Beknirschung am Kindbette seiner Frau erschien, das war der Vater, der schmerzgebeugte Vater. Es war, als hätte die Erde ihn plötzlich ausgespiesen. Abermals schwor er bei allen Heiligen, daß er seine Frau

in Ehren halten werde, wie noch nie ein Mann, wenn sie ihm verzeihen und zu ihm zurückkehren wolle.

— Aber die Frau war vernünftig genug, dem Hallunken keinen Glauben zu schenken?

— Nein, Herr Mischhuber, sie war nicht so vernünftig. Sie war doch ein Weib, ein verliebtes Weib! . . . Sie kehrte zu ihm zurück, in die Wohnung, welche ihre Eltern von neuem eingerichtet hatten. Es war ein kleines Paradies und sie lebten darin wie Engel — volle sechs Wochen. Diesemal nahm er die Juwelen seiner Frau nicht mit, weil keine da waren; dagegen verkaufte er die Möbel bis zum letzten Spucknapf.

— Und die junge Frau verblieb zwischen den vier nackten Wänden?

— Nein, Herr Mischhuber; sie kehrte heim zu ihren Eltern und — gebar ihr zweites Kind.

— Aha, ich merke schon. Der Lump kam wieder zum Vorschein und die Frau verzieh ihm abermals.

— Nicht so leicht, wie das erstemal. Der Hallunke wagte es nicht, selbst vor ihrem Angesichte zu erscheinen, sondern nahm zu Feder und Papier seine Zuflucht. Täglich kamen drei Briefe, die von Thränen der Reue und des Schmerzes triefen. Alle diese Briefe blieben ohne Antwort, bis er eines Tages schrieb, daß er fort wolle, in die weite Welt, daß sie einander nie wieder sehen würden und daß er, bevor sie für immer scheiden, nur noch einmal seine Kinder und Sie!!! an sein Herz schließen möchte.

— Ich möchte wetten, daß die junge Frau sich bei dem Stelldichein eingefunden habe!

— Sie sind sehr scharfsinnig, Herr Mischhuber. Sie fand sich daselbst ein und — ließ ihren Eltern sagen, daß sie sich mit ihrem Mann ausgesöhnt habe, daß sie bereit sei, an seiner Seite zu verhungern usw. usw.

— Das ist Wahnsinn!

— Oder Liebe, Herr Mischhuber. Nicht ohne Grund habe ich Sie gebeten, dieses Weib in Ihr Werk „Außergewöhnliche Frauen-Charaktere“ aufzunehmen.

— Sicherlich kommt sie hinein! . . . Aber wo ist das dritte Kind?

— Ah, das dritte Kind! das kam zur richtigen Zeit, und zwar — wieder im elterlichen Hause; denn Sie haben sicherlich schon errathen, meine Herren, daß jener erbärmliche Mensch sein Weibchen nach dritthalbmonatlichem Zusammenleben abermals im Stiche ließ. Und so kam es, Herr Mischhuber, daß diese Frau, die mit ihrem Manne sechs Monate gelebt, niemals Zwillinge geboren hat, dennoch drei lebende, legitime Kinder besitzt.

— Ei freilich, sagte Herr Mischhuber; auf einen solchen Frauen-Charakter habe ich nicht gerechnet. Diese kommt unbedingt in mein Werk. Meine Herren, lassen Sie uns auf den Erfolg der „Außergewöhnlichen Frauen-Charaktere“ ein Glas leeren

III.

— Recht zern, Herr Mischhuber, aber meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Vater der jungen Frau durch all' den Kummer vor der Zeit in's Grab gestürzt wurde und daß die junge Frau in Bälde die nicht unbeträchtliche väterliche Erbschaft antreten werde. Auf diese Nachricht hin ist der saubere Herr Gatte wieder zum Vorschein gekommen und die Frau wird schier wieder zu ihm zurückgehen.

— Ist sie denn verrückt? rief Herr Mischhuber entrüstet. Warum sollte sie wieder zurückgehen?

— Warum, Herr Mischhuber? Sie fragen: warum? Sie scheinen die Moral meiner Geschichte nicht erfaßt zu haben. Nun: um das vierte Kind!



Elise.

Die Zeit der Wunder und der Reichen,
Sie ist vorbei . . . O nein! mit nichten!
Noch heut geschehen ohne Gleichen
Die sonderbarlichsten Geschichten.

Die Spittelmarkt in frühern Jahren
Als Kammerkätzchen diente, Elste,
Im Tilbury kommt angefahren
Vor ihrem eigenen Hôtel sie.

Der Graf — — : nicht lange überlegend,
Gab sie in Pacht ihm ihren Gürtel.
S W ist eine schöne Gegend,
Dort wohnt sie nun im feinsten Viertel.

Ietzt hat sie Leute und hat Launen
Und schilt, geht alles nicht am Härchen;
Harun al Raschid würde staunen,
Säh' er dies Stück Berliner Märchen.

Soliman.



— Lieber Mann! Laß doch diese nackten Statuen! Bei mir zu Hause bist Du nicht so neugierig.

— Ach, wenn's zuhause mit dem bloßen Anschauen gethan wäre! . . .

Urlaub für die Nacht.



Herr und Frau Beaucardon waren seit vier Jahren verheirathet und diese Zeit hatte genügt, um sie gegenseitig abzukühlen. Sie lebten wie viele andere Ehepaare leben: man wahrt den Schein und Jedes geht seiner Wege. Es war die ewige Geschichte von der Hummerpastete; anfangs schmeckte sie gut, aber eines Tages fragte man sich auf beiden Seiten: wie, immer Hummern-Pastete? Und man begehrte nach fremder Küche, um den Appetit zu reizen.

Herr Beaucardon hatte zuerst sich dies gesagt. In solchen Dingen ergreift das starke Geschlecht gern die Initiative.

Es währte nicht lange, daß auch in Madame Beaucardon sich der nämliche Appetit regte.



So standen die Dinge, als der Zufall, dieser große Lenker der Geschicke und der Herzen zu gleicher Zeit einen Kammerdiener von stattlicher Figur und eine Zofe mit schelmischem, verführerischem Lächeln in's Haus brachte.

Der Kammerdiener hieß Baptiste. Der Bursche hatte in aristokratischen Häusern gedient und bildete sich auf seine guten Manieren viel ein.

Die Zofe hieß Justine und war eine schwärmerische Blondine mit blauen Augen, die in einer ganz eigenthümlichen Weise auf Herrn Beaucardon blickten, wenn sie auf eine seiner Fragen antwortete: „Ja, gnädiger Herr!“

Dieses „Ja, gnädiger Herr!“ klang ebenso respektvoll wie — verheißungsvoll.



Was Baptiste betrifft, so nahm er, wenn er bei Tische bediente, stets der Herrin des Hauses gegenüber Aufstellung, so daß immer ein Blick den andern kreuzte. Baptiste senkte dann die Augen, aber nur um von neuem anzufangen und dann nahmen die Augen der Madame Beaucardon, wie von einer magischen Gewalt getrieben, immer wieder die nämliche Richtung.

Und Herr Beaucardon sah nichts von Aldem? werden Sie fragen?

Nein: ich sagte Ihnen ja schon, daß Herr Beaucardon seinerseits mit Justine beschäftigt war.

So weit waren die Dinge gediehen, als eines Morgens Madame Beaucardon, unvermuthet durch ein Zimmer schreitend, daselbst Baptiste überraschte, wie er Justine küßte.

*

Oh, unerforschliche Tiefen des menschlichen Herzens!

Diese Entdeckung hätte — wie man in den Romanen sagt — die Wirkung eines Blitzschlages haben sollen, sie hätte in Madame Beaucardon Entrüstung hervorrufen und ihre Blicke für immer von diesem verderbten Menschen ablenken sollen.

Das war aber durchaus nicht der Fall. Kraft der unerklärlichen Wirkung des Rückschlages fühlte sie sich noch mehr zu ihm hingezogen. Ihr Wille unterlag. Sie dachte fortan so sehr an die Sache, daß sie einen förmlichen Ueberwachungsdiensdienst einrichtete. So erfuhr sie, daß der dreiste Baptiste allnächtlich sein Zimmer verließ, um dasjenige Justine's aufzusuchen. Und dies bewog sie keineswegs, seine Entlassung aus dem Dienste zu verlangen; im Gegentheil: ihre Neigung ward dadurch nur noch mehr angefaßt.

Mittlerweile sah Herr Beaucardon immer mehr ein, daß Justine ein geriebenes Stubenkätzchen sei, welches zur Freundin zu haben sehr genüßreich sein mußte.

*

So kam der 14. Juli heran, bekanntlich ein Nationalfesttag.

Frau Beaucardon hatte schon im vorhinein ihren kleinen Plan erfunden. Als Justine Morgens kam, um ihrer Gebieterin das Haar zu ordnen, sagte diese:

— Tanzen Sie gern?

— Ja, Madame.

— Heute wird es öffentlichen Ball auf dem Opernplatz geben.

*

— Ich habe davon gehört, Madame.

— Möchten Sie hingehen? — Und ohne die Antwort abzuwarten, fügte Frau Beaucardon hinzu: — Ich erlaube Ihnen hinzugehen und erst um acht Uhr Früh heimzukommen.

— Oh, vielen Dank, gnädige Frau! Sie sind gütig.

— Aber ich stelle eine Bedingung: Sie dürfen den anderen Dienstleuten nichts davon sagen; denn jene könnten ebenfalls einen Ausgang verlangen und ich will nicht, daß das Haus ganz verlassen sei.

*

Am Morgen des nämlichen 14. Juli sagte sich Herr Beaucardon:

— Ich habe nun lange genug gewartet. Diese kleine Justine begeistert mich. Die Gelegenheit ist da, ergreifen wir dieselbe. Heute Abends wird sie vom Feste sicherlich sehr aufgeräumt heimkommen; ich will mir diese Aufgeräumtheit zunutze machen. Das ist eine gute Idee; aber ich muß mein Ansehen vor dem Hausgesinde wahren; besonders mein Kammerdiener darf nichts ahnen. Und darum . . .

Herr Beaucardon klingelte und Baptist erschien.

— Baptist, Sie unterhalten sich gewiß gern.

— Oh, gnädiger Herr . . .

— Das ist ja natürlich. Heute Abend gibt es eine Menge Unterhaltungen und Bälle. Ich möchte selbst gerne daran theilnehmen, wenn es bei meinem Stande schicklich wäre. Aber ich will, daß Sie sich statt meiner vergnügen. Darum gebe ich Ihnen Urlaub für heute Nacht. Sagen Sie nur dem übrigen Gesinde nichts davon, denn die Andern könnten auch alle Urlaub verlangen, was denn doch nicht angeht. Gehen Sie, Baptist.

— Tausend Dank, gnädiger Herr!

*

Zehn Minuten später gab es zwischen Baptist und Justine folgendes Zwiegespräch:

— Du weißt noch nicht?

— Du weißt auch noch nicht?

— Der Herr hat mich für heute Nacht beurlaubt.

— Die Frau hat mich für heute Nacht beurlaubt.

— Das ist herrlich! Wir wollen uns einen frohen Abend machen!

— Suche!

*

Der Abend ist gekommen. Schlag zwölf Uhr huscht ein Schatten die im Dunkel liegende Treppe hinan. Es ist der Schatten der Madame Beaucardon, die sehr aufgeregt, aber sehr entschlossen ist.

Der Schatten huscht zum Zimmer Justine's, öffnet dasselbe mit einem Schlüssel, tritt ein und wartet da.

Worauf wartete Madame Beaucardon?

Ich habe weiter oben erzählt, sie habe sich durch eine sorgfältige Ueberwachung die Gewißheit verschafft, daß Baptist Nacht für Nacht eine Forschungsreise nach dieser Richtung mache.

Der Leser wird daher leicht errathen, — und die Leserin noch leichter — was und wen sie hier erwartete.

In der That: sie hört Schritte . . .

— Er ist's!

Nein, er war es nicht; sondern es war Beaucardon, der mit dem Schlage zwölf sich gedacht hatte:

— Justine muß jetzt schon zuhause sein. Es ist just die Stunde der Aufgeräumtheit. Auf! vorwärts mit frischem Muth!

Und nun war auch er leise die Treppe hinangeschlichen, ohne Kerze, um kein Aufsehen zu machen und hatte schüchtern an Justine's Thüre geklopft.

Die Thüre öffnete sich und ein Weib flog ihm an den Hals. Oh, Wonne!

Herr Beaucardon ward von seinem Taumel erst ernüchert, als in einem gegebenen Augenblicke das Weib seufzend ausrief:

— O, Baptist! . . . Baptist! . . .

Wie? Baptist? Dieser Schlingel sollte es wagen? . . .

Beaucardon, der beleidigt war und auch nichts mehr zu thun hatte, richtete sich auf und rieb ein Zündhölzchen an.

Tableau!



*

Herr und Frau Beaucardon haben sich gegenseitig verziehen und haben Baptist und Justine entlassen. Nur sagte sich Madame von Zeit zu Zeit im Stillen:

— Merkwürdig! Ich hätte nie geglaubt, daß mein Mann fähig sei, so gut — den Baptist zu spielen!

P. U.



— Aber, liebes Weibchen, lies doch auch die politischen Nachrichten, nicht immer das Feuilleton!

— Pardon, unterm Strich ist das Gebiet der Frauen!